

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Erinnerungen

Vierordt, Heinrich

Stuttgart, [1924]

11. Abschnitt. Leipzig (Winter (1879/1880))

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

II. Abschnitt

Leipzig (Winter 1879/1880)

Am 4. November 1879 feierten meine Eltern ihre silberne Hochzeit. Schefel brachte selbst ein Bild seines seebespülten Sommerfisches Mettnau in holzgeschnitztem Rahmen, und Putzig seine Gesammelten Werke. Aber mitten auf dem Gabentisch unter zahllosen Blumenpenden und silberzeuggefüllten Behältern lag, dem Jubelpaare das liebste Geschenk, ein schlichtes, olivengrün gebundenes Büchlein: Gedichte von Heinrich Vierordt ...

Den festlichen Strudel noch im Ohre, riß ich mich von den Meinigen los und eilte nach Leipzig, um in den Wintertagen der qualmoerfnsterten Stadt jene Frühlingsträume Heidelbergs mir von neuem hervorzuzaubern. Die Vorlesungen hatten bereits begonnen; durch das Familienfest im Vaterhause zurückgehalten, hatte ich nicht früher abkommen können.

Theo hatte, mit Vollmacht ausgerüstet, in einem hohen Eckhaus (Albertstraße 16) eine großzimmerige, nur allzu luftige Wohnung von vier Räumen für uns gemeinsam gemietet. Zwei Gemächer, deren eines ein söllergeschmückter Ecksaal von einer Größe, daß ich meine Hochschullehrer zum Ballfest hätte laden können, waren mein Reich; in den beiden anstoßenden, nach der Emilienstraße gehenden Zimmern waltete Theo. Aber was halfen mir walhallahafte Räume in einem Winter, der zu den eiffigsten des 19. Jahrhunderts zählte? Heizbar war nur Theos kleines Wohnzimmer; die beiderseitigen Schlafräume fasten das frostdurchschauerte Gebiet ein. In meiner Schlafkammer kauerte zwar ein kleines, eisernes Ofchen in einer Ecke; indes auch das grimmigste, darin gezündete Höllenfeuer vermochte den Raum nur mit ungenügendem Anflug von Wärme anzuhauen.

Ein Gang zu Theos Zimmern durch den kältestarrenden Ecksaal glich einer kleinen Wanderung durch Sibirien und kostete fast einen Entschluß;

auch in diesem Saal, einer zu sommerlichen Festlichkeiten herrlich geeigneten Halle, ragte ein mächtiger, weißer Porzellankachelofen, an dem jegliche Feuerungsversuche kläglich scheiterten.

Warf man einen Blick durch das Fenster der ungaslichen Wohnung auf die Straße: nichts als Schmutzregen, Nebel, Schlotdunst! Bei jedem Ausgang watete man durch Kotmeere rußgeschwärzten Schnees — br! mit Schauern denke ich an den schwarzen Schnee von Leipzig. Manchmal legten wir zum Scherz ein Blättchen weißes Papier hinter den geschlossenen Scheiben auf den hölzernen Sims, und siehe, nach einem halben Stündchen hatte sich die schimmernde Fläche mit einer düsteren Kruste schwarzen Kohlenstaubs überzogen, der die Bewohner der reizlosen Stadt Gellers und Gottscheds zum doppelten Verbräuche von Leibwäsche zwang. Unter meinen süddeutschen Bekannten herrschte einmütige Geiztheit gegen Leipzig, und der allgemeine Wunsch, höchstens ein Halbjahr an diesem Ort auszuharren, mochte gegen manches uns ungerecht machen. Bei mehrfachen späteren Besuchen Leipzigs bemerkte ich jedesmal mit steigender Bewunderung, wie die Stadt sich von Jahr zu Jahr erstaunlich verschönte und mit herrlichen Bauten und Bildwerken schmückte; was man durch Menschenmittel und Menschenkunst aus einer von Natur wenig begünstigten Stadt schaffen kann, ist hier mustergültig geschehen.

Entschädigung für die Abwesenheit von Naturschönheiten bot das einträgliche, niemals durch jugendliche Häßleien getrübt Zusammenleben mit Theo; aber es war doch nicht ganz das, was ich erhofft hatte; dies soll kein Vorwurf gegen meinen Freund sein. Wir unterlagen einem Naturgeseze: je näher junge Leute zusammen wohnen, desto weniger haben sie voneinander. Das Wohlgefühl der Besitzfreude an sich genügt schließlich und im übrigen geht jeder seiner Wege. Nach gemeinsam genossenem Frühstück führte der Tag mit seinen verschiedenartigen Pflichten und Arbeiten uns auseinander, und nur selten noch vereinigte uns der Tee in alter, schöner Heidelberger Weise. Manchmal besuchten wir zusammen das Schauspielhaus, wo allerlei Berühmtheiten sich vernehmen ließen: bald Frau Geisinger aus Wien in Fingers Aufsehen erregender „Here“, bald Friedrich Haase als unvermeidlicher „Königsleutnant“ in Guskows süßlichem Stücke. Die meisten Abende jedoch blieb ich allein daheim, verzehrte in Theos Wohnraume mein aus geräucherten Flundern, Kollmüpfen und Essiggurken bestehendes Nachtmahl, las, schrieb und klammerte mich zuletzt mit einem wahren Beresnastrostgefühl an unsern einzigen, dürftig

hinwärmelnden, allmählich erkaltenden Porzellanofen; beim Mangel an Wärme in meinem eigenen Zimmer konnte kein Heimatgefühl in mir Wurzel schlagen.

In unserer Nachbarschaft wohnte Theos kunstsinige, hochgebildete Schwester, an den berühmten, leider bald danach gestorbenen Krankheitsforscher Kohnheim verheiratet, und machte selbstverständlich viele Ansprüche an ihren geliebten Bruder; bei ihr war Theos Leipziger Heimstätte. Durch die schwägerlichen Beziehungen zu dem angesehenen Hochschullehrer kam mein Freund in einen Strudel geselliger Verpflichtungen, denen er sich unmöglich entziehen konnte, die ihn aber mir entführten.

Bei dem großen Deutschlehrer Zarncke, einem Manne von staunenswerter Gelehrsamkeit, hörte ich Allgemeines deutsches Schrifttum und Vorlesungen über Walthar von der Vogelweide; seine aalartig gewundenen, unruhigen Bewegungen auf der Pultbühne und seine heisere, etwas krächzige Stimme störten mir einigermaßen den sonst günstigen Eindruck; leider habe ich eine krankhafte Abneigung gegen unschöne Stimmen und bin leicht durch seelenvollen Stimmklang zu blenden.

Der ruhig maßvolle Rudolf Hildebrand, der tiefgründige Bearbeiter des Grimmschen Wörterbuches, einer der genauesten Kenner deutscher Sprache und zugleich einer der herzugewinnendsten Menschen, die mir in Hochschulzeiten begegnet sind, las über das deutsche Schrifttum im 18. Jahrhundert. Ich beklage sehr, daß Faulheit und Kälte mich oft veranlaßten, die bereits in dämmeriger Winterfrühe gehaltenen Vorlesungen des ausgezeichneten Lehrmeisters zu schwänzen; schon die verhältnismäßig wenigen Vorträge, denen ich anwohnte, haben mir einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen. Hildebrand lebte völlig in dem Jahrhundert des Popses; für ihn waren die Gestalten Gellerts, Rabeners, Gleims keine Abgeschiedenen; es war, wie wenn er mit ihnen selber spräche. Die Art seines Vortrags hatte etwas edel gefühlseliges, zuweilen weinerliches; es kam vor, daß der Stoff ihn so tief ergriff und überwältigte, daß er sich die feuchtgewordenen Augen mit einem riesigen, roten Taschentuche wischen mußte. Einmal sprach er hinreißend über Gellert in herzbezwingender Weise; um die in Deutschland unerhörte Volkstümlichkeit des Fabeldichters zu kennzeichnen, führte er den Gedenkpruch an, den der blinde Kolmarer Dichter Pfeffel einem seiner Zöglinge, einem französischen Marquis, der seine Erziehungsanstalt verließ, um in Kriegsdienste seines Königs zu treten, zum Abschied ins Stammbuch schrieb:

„Und pflanzest du auf Deutschlands Wälle
Einst dein Panier mit starker Hand,
So denke, daß auch diese Stelle
Ein Teil von Gellerts Vaterland!“

Hierbei wurde der Vortragende selber so von Rührung übermannt, daß ihm große, helle Tropfen über die Wangen liefen, die er mit dem Zipfel seines gewaltigen Schnupftuches, mit dem er als starker Schnupfer sich auch sonst viel zu schaffen machte, bewegt trocknete. Aber nicht eine Hochschülerlippe hätte sich spottlüstern zum Lächeln gespitzt; jeder Hörer schien vor dieser aus tiefstem Herzen vordringenden Rührung, dieser ungeheuchelten, ehrlichen Begeisterung des herrlichen Mannes Ehrfurcht zu hegen, was bei einer jugendlichen Hörerschaft, der sonst nicht allzu vieles heilig zu sein pflegt, etwas bedeuten will.

Hohen, kaum zu übertreffenden Genuß boten die Vorträge Anton Springers über Kulturgeschichte des Mittelalters; es war allein schon eine Freude, den ausdrucksvollen, Großgeistigkeit verheißenden, Kraft verständenden Kopf anzuschauen. Nicht leicht und müheles quoll ihm das Wort von der Lippe, wenn er zuweilen in reizbarer, bebender Hast seinen weißgrauen Knebelbart strich; nicht auswendig gelernt, nicht vor dem Spiegel eingeübt war seine Rede. Satz für Satz rang sich bedachtsam, wie Marmorgebilde gestaltet, von seinem Munde; man glaubte im selben Augenblick in die Tiefe seiner Seele wie in eine Bildhauerwerkstatt hinabzuschauen, worin seine Vorstellungskraft die Steinblöcke der Gedanken mit dem Meißel der Sprache bearbeitete. Jedes Wort schien ein erkämpftes, künstlerisches Erlebnis; er schilderte nicht, er meißelte. Springer mußte man den Aufbau eines Münsters offenbaren hören — denn eine Offenbarung war dies! Da meinte man, die Hammerschläge mittelalterlicher Steinmeßen zu vernehmen, da sah man leibhaftig, wie sich Stein auf Stein fügte von den Grundfesten bis zu den luftigen Turmschnecken, den felsgehauenen Sonnenblumen des Knaufes hinauf! Oder man mußte mit ihm, dem großen Führer durch die Jahrhunderte, einen Gang durch Gassen und Markthallen des mittelalterlichen Paris machen! In meiner ganzen Hochschulzeit habe ich nur einmal einen ähnlich urwüchsig rednerischen Genuß erlebt: als Treitschke zu Berlin die Entwicklung einer Schlacht in den Befreiungskriegen schilderte; da war alles Leben, klopfender Puls, sinnfällige Bildlichkeit, Anschaulichkeit; da sah man jeden Soldaten aufmarschieren, jeden Reiter ansprengen, jedes Geschütz auffahren! Nur ver- schwindend wenigen Rednern ist diese herzbezaubernde, echte, selbstwach-

sene Größe zu eigen — Springer und Treitschke sind solche Künstler-
naturen gewesen ...

In jenen, für mich denkwürdigen Tagen erlebte ich zum ersten Male die Freude junger Dichter, mich in öffentlichen Blättern besprochen zu sehen; mit Spannung harrete ich jeder Poststunde entgegen. Und ich hatte mich nicht zu beklagen: von allen Seiten trafen über Erwarten günstige Beurteilungen meiner Gedichte ein. Ich hatte das Buch an verschiedene berühmte Schriftsteller versendet und dadurch die Grundlage für manch wertvolle Beziehung geschaffen. Auch der alte Feldmarschall von Man-
teuffel schrieb mir warm anerkennende Worte. Freiligraths Witwe meinte: jetzt sei sie zur Gewißheit gekommen, was sie lange schon geahnt, daß eine so liebevolle Zuneigung, wie ich sie für Freiligrath bekundet, nur aus einem Dichterherzen stammen könne. Ein mir gewogener Berichterstatter der „Karlsruher Zeitung“ behauptete gar: ich trete mit diesem Buche der ganzen modischen Zeitströmung entgegen ...

Rudolf Hildebrand war der einzige meiner Leipziger Meister, dem ich vertrauensvoll meine Dichtungen zu senden gewagt hatte; er ließ mich kommen und sprach in seiner Bücherei verheißungsvolle, ermutigende Worte zu mir. Viele alte Bekannte ließen sich ähnlich vernehmen in Briefen oder, was mir noch lieber, in Zeitschriften, um gleichgestimmte, für schlichte Naturdichtung empfängliche Seelen auf diese Sachen hinzuweisen. Emanuel Geibel ließ mir durch Lübecker Freunde das für einen so ausschließlichen Lyriker fast seltsame Urteil künden: er habe das Buch gerne gelesen, könne jedoch nach einem Bande „bloß subjektiver“ Gedichte nicht viel sagen; erst müsse er etwas „Objektives“ von mir gelesen haben; jedenfalls besitze Bierordt eine große Formgewandtheit.

Als Josef Siehel, ein Schüler Liszts, in Rom einige meiner Lieder vertonte, sie der Herzogin von Marino widmete und in einer römischen Morgenmusikaufführung spielte, als mich ein Schweizer Hochschüler mit Gedichten aufsuchte und mein Gutachten hierüber erbat, als ich aus Wertheim von Alexander Kaufmann gar mitgeteilt bekam, daß sich in dem altgeliebten Mainstädtchen die jungen Damen meine Verse einander ins Stammbuch schrieben — da glaubte ich in gehobener Stimmung doch schon einigermaßen den Erdkreis erobert zu haben, bis ich freilich allmählich einsehen lernte, daß dazu doch ein bißchen mehr gehöre, als ich mir anfangs träumen ließ ...

Rudolf von Gottschall, der gewaltige Schrifttumspapst und Geschmacksrichter im damaligen Leipzig, brachte in seinen „Blättern für literarische

Unterhaltung“ eine eingehende Würdigung meiner Erstlinge; da diese Zeitschrift in allen öffentlichen Räumlichkeiten an der Pleiße verschlungen wurde, schwebte mein Name für einige Tage den dortigen Menschen vor Augen, und ich hatte in Kaffeehäusern eine stille Freude, wenn meine Freunde von ihren Bekannten gefragt wurden: ob dies der Verfasser der neuen Dichtungen sei? Dieses harmlose, kindliche Vergnügen wird nur einigermaßen, ohne zu lächeln, nachempfinden können, wer selber von der allerersten, noch halb träumerischen Morgenröte wirklichen oder auch bloß vermeintlichen Dichterruhmes angeglüht worden ist.

Natürlich machte ich Gottschall meine Aufwartung, um dem mächtigen, einflußreichen Manne meinen Dank auszusprechen; in seiner finsternen Schriftleiterstube waren wir bald in lebhaftem Gespräch über zeitgenössisches Schrifttum; wie alle schönwissenschaftlichen Menschen jener Tage, sobald sie von meiner Karlsruher Herkunft vernahmen, erkundigte er sich nach meinem Landsmann Scheffel und seiner unglücklichen Ehe. Das Jahr 1876 mit der fünfzigsten Geburtstagsfeier des Dichters, das die Augen der deutschen Welt auf ihn gelenkt hatte, war noch nicht in allzu große Ferne gerückt und die fast übertriebene Scheffelverehrung der Zeitgenossen sehr im Schwange. Man hätte glauben können, daß Scheffel um den Preis seines inneren Lebensglückes sich unfreiwilligerweise noch mehr Volkstümlichkeit verschafft habe als durch seine Dichtungen; allen Menschen, die mir begegneten, war der herzbewegende Roman seines Lebens weit fesselnder als seine gedichteten Romane.

Aus leidenschaftlichem Triebe nach schriftstellerischen Bekanntschaften suchte ich den Sänger zahlreicher, einst vielgesungener Kneipbuchlieder: Müller von der Werra auf, und fand einen schon ziemlich ergrauten, gutmütig bieder männischen Volterer. Ich hätte fast nötig gehabt, meine badische Staatsangehörigkeit zu verheimlichen, denn auch hier war im Handumdrehen der beliebte Gesprächsstoff: Scheffel. Müller von der Werra war erbost über dessen „Geiz“ und erzählte, er habe einige Gedichte Scheffels in sein „Kommerzsbuch“ aufgenommen — wozu er vertragsrechtlich befugt gewesen sei —, ohne dem Urheber dieser Lieder für den Abdruck ein Entgelt zufließen zu lassen. Scheffel habe ihn deshalb zur Rede gestellt, und er habe dem „Habsüchtigen“ etliche „Goldfische“ übersendet, um seine „Geldgier“ zu stillen.

Eine Bekanntschaft vornehmster Art machte ich in Georg Ebers, an den ich empfohlen war. Der berühmte Verfasser der vielgelesenen ägyptischen Romane, die lange Jahre hindurch die größten weihnachtlichen Buchs

händlerfolge erlebten, war gelähmt. Mit der Reisedecke auf den Knien saß er im Rollstuhl, den ihn peinigenden Körperschmerzen mit der Seelensgröße des Altertumes Trost bietend. Durch seine allzu gütige Anrede mit „Herr Kollege“ fühlte ich junger, ohrenfeuchter Schriftsteller mich nicht wenig geschmeichelt. Unmittelbar nach meinem Besuch reiste er in den Süden, dem gewohnten Winteraufenthalt in seiner Leidenszeit ... Fünf Jahre später, an sonnigem Junitag 1884, lud Ebers mich für einen Nachmittag ins Wildbad ein. Auf einem Spaziergange längs der rauschenden Enz erzählte er mir, daß er ein gut Teil seiner Romane hier in einem Birkenhäuschen geschrieben habe, indes die Enz, zu der er nun zum siebzehnten Male zurückgekehrt sei, ihm ins Ohr murmelte. Die Spaziergänger seien so feinfühlig gewesen und hätten ihn stets allein bei seiner Arbeit gelassen; wobei mir merkwürdig war, daß man so offenkundig an der Heerstraße überhaupt schriftstellerisch tätig sein könne. Heftig tadelte er die modernen Erzeuger kulturgeschichtlicher Romane, vor allem seine „Nachahmer“, die jetzt Deutschland überschwemmten; sie ekelten ihn derart an, daß er oft bei seinen eigenen Werken einen Widerwillen gegen den geschichtlichen Roman empfinde. Die meisten Romanschriftsteller, meinte er, wählten sich zur Erforschung einen engbegrenzten Zeitabschnitt; auf dieser schmalen Grundlage bauten sie ihr Gebäude; er habe sich erst an die Bearbeitung der ägyptischen Stoffe gewagt, nachdem er jahrelang den Gegenstand wissenschaftlich vollkommen beherrscht habe, so daß er ihn wie ein Töpfer nach Gutdünken habe formen und kneten können. Ungerecht sei der ihm oft gemachte Vorwurf, daß seine Altertumsmenschen eigentlich modern fühlten, eben moderne Menschen in altmorgenländischem Aufputze seien; er behauptete, die Grundleidenschaften der Menschen seien ewig die selben gewesen und nur die Form, in der sie zum Ausdruck gekommen seien, habe im Laufe der Zeitalter gewechselt ... Bei diesen Worten wandelte ihn ein schnell gehobener, ohnmachtartiger Zustand an; seine edle, ihn jahrelang aufopfernd pflegende Gattin leitete ihn zu einer Bank und war ihm mit Morphiumeinspritzungen behilflich. Als er sich wieder gekräftigt fühlte, schritten wir weiter, und er fuhr fort: seine „Frau Burgemeisterin“ sei das Erzeugnis siebenjährigen Forschens; in der Leydener Bäckerei sei ihm der Gedanke gekommen, in der Wolfenbütteler die Quelle der Flugschriften jener Tage zugeflossen. Bei seinem ersten ägyptischen Romane habe Lepsius ihn sehr ermuntert. Auch sein „Homo sum“ sei im Wildbad entstanden; den Anlaß zu diesem Werke habe ihm ein kleines, eisernes Kreuz gegeben, das er vor Zeiten in der Wüstenhöhle eines Einsiedlers ge-

funden, und das auf der Rückseite in koptischer Sprache die Worte: „Sprecht Gebete für mich, ich bin Johannes“, getragen habe. Von dem Bilderschmucke dieses Romans durch Ferdinand Keller sei er wenig befriedigt, nur Alma Ladema vollbringe dies mustergültig ... Was der Biel gefeierte sprach, war der Ausfluß einer lebenswürdigen Seele, die neidlos das Gute bei andern suchte und anerkannte. Oft redete er mit der gedämpften Gelassenheit des Leidenden; er meinte seufzend: wie glücklich doch die Menschen seien, die keine Ahnung, kein Gefühl ihrer eigenen Körperhaftigkeit hätten. Das Plätschern des Flusses, die glänzenden, spielenden Sonnenlichter, die felsbüpfende kleine Bachselze entzückten ihn derart, daß wir oft stehen blieben und er sagte: daß er von Strömen und Meeren stets gerne wieder zu diesem anspruchslosen, wechselreichen und lieblichen Gebirgsbache zurückgekehrt sei.

Doch zurück nach Leipzig! Ein kleiner, angenehmer Kreis Heidelberger Verbindungsbrüder hatte sich zusammengefunden; die kleine Siedelung speiste im Kaffee Hochstein für eine Mark leidlich zu Mittag. Meine Bekannten gaben sich als Freunde meiner neuen Dichtungen; wir waren sogar kunstgefühlvoll genug angehaucht, „Nathan den Weisen“ und den „Tartüff“ mit verteilten Rollen zu lesen. Albert Benda aus Lübeck, ein edelsinniger junger Mann, in dessen Nähe kein unlauteres Wort hätte laut werden dürfen, verschönte manche Stunde durch meisterliche Vortragskunst; sein Steckenpferd war der „Tiberius“ seines Landsmannes Geibel. Da die Gegensätze sich berühren, wußte Benda mit Vollendung „Ballett“ zu tanzen, und wenn er als „Tanzkünstlerin“ auf der Spitze seiner großen Zehe durch die Lüre hereinschwebte, mußte man sich den Leib vor Lachen halten ...

Mit der kleinen Genossenschaft — auch mein getreuer Freund Heinrich Haedel, Ernst Haedels Nefte, war stets dabei — wanderte ich hinaus an die Völkerschlachtorte, an den Napoleonstein, nach Gohlis zum Haus, worin das „Lied an die Freude“ gedichtet wurde, wohl auch ins Schillerschlößchen, um das beliebte Hochschülergetränk: die Gose, eine für meine süddeutsche Durchschnittsgurgel entsehtenerregende Weißbierbrühe, aus Flaschen mit ellenlangen Hälßen zu schmecken.

Erhob sich vor uns in der ganzen Breite von Leipzig, winterlichen Abendduftes, eine ungeheure, mit dem Fuß auf die Ebene gestellte, mit der Krone sich schwarz ins Gewölke verlierende, rechts und links wie mit dem Messer abgeackte Kohlendunsthäule, so kehrten wir mit Abscheu, unsere Atmungswerkzeuge beklagend, in das Weichbild der rauchigen Stadt heim.

In Auerbachs Keller, in spanischen und ungarischen Weinstuben, suchten wir uns nach Theodor Storms Anweisung manche Stunde des „grauen Tages zu vergolden“. Meine einsamen Gänge lenkte ich gern in das Rosental zum schlichten Denkmal Sellerts, oder nach der Johanniskirche, wo man als Rest des ehemaligen Friedhofs gemütvollerweise das Grab des alten Fabeldichters unverfehrt stehen gelassen hatte ... Ein winterlicher Ausflug ward nach Halle mit seinem herrlichen Marktplatz und dem benachbarten malerischen, dichterberühmten Sibichenstein unternommen, unter dessen zerfallenen Mauerfenstern die eisblaue Saale prächtig vorüberstrudelte.

Die Zeit der reinen Naturdichtung war aber für mich vorüber, und ich gab alsgemach manchem meiner Beurteiler recht, der bedauerte, daß in meinem ersten Bändchen bloß diese Gattung Raum gefunden habe; ich ward „epischer gestimmt“, und eine Reihe von Balladen und Romanzen entstand. Angeregt durch meine Vorlesungen, gewannen Stoffe nordischer Sagenwelt die Oberhand: die schöne Mär vom Ursprunge der Deutschen formte sich zur „Felsengeburt“; die eigene Einbildungskraft war eifrig im Gestalten selbstwachsener Meerfagen und Adlerfabeln, und eine unsägliche, noch nicht zur Entfaltung gelangte, unbestimmte Sehnsucht in die Weltferne fand im „Schwanentod“ ihren schwermütigen Ausdruck. Alle diese, sowie die im Berliner Sommerhalbjahr gereiften Dichtungen habe ich in meinen „Liedern und Balladen“ zum Buche vereinigt und glaubte denen, die meine ausschließliche Naturdichtung getadelt hatten, Genüge getan zu haben.

Eine Gewandhausaufführung zu Beethovens Geburtstagsfeier, worin die A-Dur-Symphonie und die „Coriolan-Duvertüre“ aufgeführt wurden, Marsik die Geige spielte und Frau Joachim, damals auf der Höhe ihres Ruhmes und Könnens, wunderbar sang, sowie die öfter gehörten Motetten Bachs, auf dem klassischen Boden seiner altehrwürdigen Thomaskirche aufgeführt, warfen flüchtige Sonnenstrahlen durch Leipzigs trüb brauenden Winternebel ...

Zu Weihnachten beschloß ich, die Meinigen daheim zu überraschen und den Weg über Bayreuth zu nehmen, um dem vielbewunderten Meister der Töne meine Huldigung zu Füßen zu legen. Ein dem Wagner'schen Hause wie mir gemeinsam befreundeter junger Kunstschriftsteller hatte die nötigen vermittelnden Schritte getan. Zu meiner schmerzlichen Enttäuschung erhielt ich in der Stunde meiner Abreise einen Eilbrief mit der niederschmetternden Botschaft, daß Wagner an Gesichtserkrankung schwer erkrankt sei.

Während der Karlsruher Weihnachtstage schielte ich bei Besuchen bei freundeter Familien auf allen Tischen umher, oder mein Auge klammerte sich wie Schwalben an die Bücherschäfte, zu erspähen, ob meine Gedichte sich auch pünktlich zum Fest eingestellt hatten, und der sittliche Wert der Menschen ward danach abgewogen, ob sie mein Buch angeschafft hatten oder nicht!

Scheffel fand ich ein bißchen verschnupft über einen „etwas grünen“ Aufsatz im „Schwäbischen Merkur“, worin der Verfasser, ein Mannheimer Professor, hervorgehoben hatte, daß, „wie die Schwäbische Dichterstaude stets dreifach geblüht habe“, sich „in Baden ein ähnlicher Naturprozeß zu entwickeln scheine“, indem hier „neben Scheffel und Eichrodt ein drittes Reis ansehe“. Der Dichter der „Bergpsalmen“ war nicht mit Unrecht einigermaßen ungehalten darüber, daß ein junger Anfänger in einem Atem mit ihm als nahezu ebenbürtig genannt wurde. Aber eine wundersame Eröffnung machte mir Scheffel: kurz vor dem Christfeste sei Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar in Karlsruhe gewesen, habe zufällig im Residenzschlosse meine Dichtungen zur Hand bekommen und sich derart damit befreundet, daß er bei ihm genaue Erkundigungen über die persönlichen Verhältnisse des Verfassers eingezogen habe, den er selbst kennen zu lernen wünsche; ich solle mich für die nächste Zeit auf eine Einladung nach Weimar gefaßt machen! „Für wen Karl Alexander von Weimar Feuer gefangen“, sagte Scheffel, „den läßt er so leicht nicht wieder los; denn er ist ein treuer Mann.“ Dies alles kam mir erst wie Scherz, wie Traum vor; doch Scheffel versicherte, es sei greifbarste Wirklichkeit. Erwartungsvoll kehrte ich zu meinen Freunden in die Wintertrübseligkeit Leipzigs zurück.

Mitte Jänner 1880 rief eines Abends Freund Wenda, der Lübecker, in unsere jugendliche Tafelrunde: „Wer geht morgen mit nach Pristäblich?“ Allgemeines Staunen über den seltsamen, nie gehörten Ortsnamen. „Dort“, fuhr der Rufer fort, „wohnt mir eine Waise, an den Pastor verheiratet; ich kenne zwar meinen Herrn Vetter nicht persönlich und kann nicht für die Aufnahme stehen, noch vermag ich mich für ein gutes Nachtlager zu verbürgen; aber eine Nacht im Dorfwirtshause wird einen auch nicht umbringen, und für den äußersten Notfall haben wir junge Beine und können mit Nachteinbruch irgendwo die Bahn erreichen.“ Niemand war zu dem Abenteuer aufgelegt; nur ich verspürte Lust und gab meine Zusage.

In nächster Frühe, einem Sonnabend, ging es mit der Bahn nach Eilenburg, von dort zu Fuße bei klingendem Frost auf schneeverwehter Land-

straße Stund' um Stunde durch das Thal der eisbedeckten, bis zur Unkennlichkeit zugeschnittenen Mulde. Mitten in einem Walde, dessen Äste seufzend unter lastenden Schneemassen zu brechen drohten, erwärmten wir uns in einsamer Schenke an einem Gläschen Brantwein. Fluß und Heerstraße bildeten unter unendlicher Schneedecke eine weite, weißschimmernde Fläche, und nur mit Mühe gelang es, auf dem richtigen Wege zu bleiben. Endlich, nach etlichen schneedurchstapften Wanderstunden, gewahrten wir durch den Winterduft, wie durch Wasser gesehen, ein gespenstisches Etwas, das den Turm einer Dorfkirche vorstellen konnte. Kümmerliche Lehmhäuschen schälten sich aus Reif und Nebel; winterschläfrig verdußte Bauerngesichter glozten durch niedrige, halbblinde Fensterscheiben nach den beiden seltenen Ankömmlingen heraus.

Bald war das Pfarrhaus erfragt. Klingeln, Thüröffnen und wahre Ausbrüche leidenschaftlicher Begrüßungsfreude seitens des noch jugendlichen Pfarrherrn und seiner gastfrohen Gattin waren ein Augenblick! Mit fast menschenfresserischem Gästehunger stürzten sich beide auf uns; man hatte das Gefühl, daß hier zur Winterszeit nur äußerst selten menschliche Seelen über die Schwelle träten. War es doch das erste, was der Hausherr tat, als die Türe glücklich hinter uns in die Falle geklirrt war, daß er den Hausschlüssel abzog und in seiner Tasche verschwinden ließ, um uns in sicherem Gewahrsam zu wissen, wobei er machthaberisch bestimmte, daß er seine Gefangenen vor acht Tagen nicht wieder freigebe! Alle Gegenvorstellungen, daß wir am Abend abreisen wollten, sollten, müßten, fruchteten nichts und wurden hohnlächelnd zurückgewiesen. Mit sächsischer Liebenswürdigkeit wurden wir an den Haustisch genötigt; die Frau Pastorin holte aus dem behaglich Wärme strahlenden Eisenofen die dort in Dauerzustand erflärte Kaffeekanne und schenkte von der duftenden braunen Brähe in die geblümten Porzellantassen ein. Sachsen muß das Schlaraffenland für Kaffeeschwärmer sein. Nicht bloß den ganzen Tag, wie der Geisliche versicherte, kochte der Topf mit diesem Saft zu jeweiligem Handgebrauch im Ofen, auch zur Nachtzeit stehe ein Gefäß mit kaltem Kaffee stets auf dem Nachttische neben ihm, damit er zu jeder Stunde beim Erwachen einen Tropfen des unentbehrlichen Labials kosten könne.

Wir waren noch kein halbes Stündchen plaudernd gegessen, als die Hausglocke stürmisch gezogen ward und ein Eilbote des benachbarten Rittergutsbesizers angepustet kam: „Warum der Herr Pastor noch nicht hinüber gekommen sei mit seinen Gästen? Jedenfalls sollten wir beim ‚Herrn Leutnant‘ das Abendbrot nehmen!“ Es schien, als gönne der Sender

dieser Botschaft dem Pastorenpaare gar nicht den alleinigen Genuß unserer Gesellschaft. Wie ein Lauffeuer hatte sich durch Pristäblich die Wunderkunde von der Ankunft der pfarrherrlichen Wintergäste verbreitet. Wir beteuerten, eben erst nach ermüdender Schneewanderung angekommen und erschöpft auf die Stühle gesunken zu sein, und nahmen dankbar die gütige Einladung zum Nachtmahl an. Auf dringendes Bitten, unser Gastfreund möge sich zur Vorbereitung für die morgige Sonntagspredigt ein Weilchen zurückziehen, meinte er, es gehe auch einmal aus dem Stegreif und er wolle keinen Augenblick des Zusammenseins mit uns einbüßen; in seiner Herzenssturmfreude fiel er uns um den Hals und erklärte, er könne nicht länger mehr „Sie“ sagen, er müsse uns duzen! So tranken wir schon nach einstündiger Bekanntschaft mit dem Seelsorger von Pristäblich Dußbrüderschaft in Kaffee ...

Der Mittergutsbesitzer, bei dem wir einen gemüthlichen Abend verbrachten, Herr Heyse, ein Mann in vorgerückten Jahren, der aber sehr darauf hielt, daß er trotz seiner weißgrauen Haare stets mit „Herr Leutnant“ angeredet wurde, war, wie sein Titel besagt, ein seit langer Zeit verabschiedeter Offizier; auf soldatische Dinge schien er bedeutendes Gewicht zu legen und war glücklich, als ich ihm berichten konnte, daß mein Vater gleichfalls Offizier gewesen und ich selber eine Reserveleutnantsbestallung in der Tasche trage. Er versieg sich in seinen Behauptungen sogar so weit: er habe sogleich an meiner „statiösen Figur“ gesehen, daß ich ein „Soldatensohn“ sein müsse! Seine ältliche Schwester und die „Mamsell“, wie man in Norddeutschland ländliche Schaffnerinnen und Haushaltungssäulen zu bezeichnen pflegt, vervollständigten die abendliche, punschtrinkende Tafelrunde, die man nur mit Rücksicht auf die Mühsale des morgigen Landwehrfestes, zu dem wir feierlich eingeladen wurden, vor Mitternacht aufhob. Um das Füllhorn seiner Güte bis zur Reize auf unsere Häupter auszuschütten, bat der Herr Leutnant uns, nachmittags zwei Uhr sicher daheim zu sein: da werde er den „Gästen Pristäblichs“ durch die Landwehrmuskeln ein Ständchen bringen lassen! Das war fast zuviel Schicksalsgunst Leuten gegenüber, die tags zuvor noch Zweifel hegten, ob sie zu Pristäblich überhaupt menschlich empfindende Seelen anträfen.

Nachts heulte der eisige Sturm um den Giebel des Pfarrhofes und pfliff schneidend durch die bedenklichen Ritzen des Fensterrahmens in unser Gastgelaß. Draußen in die einsamen, dickverschneiten Dorfstraßen schien taghell der Mond, und winterklares Sterngeglitz funkelt über die Nachbarhäuser. Wir aber bauten emsig und sinnreich die ladenlosen Scheiben zu,

indem wir zu diesem Behuf einen ganzen Wandschrank voll alter Bibeln, von den Amtsvorfahren unseres Gastgebers wohl seit dem Dreißigjährigen Kriege hier aufgestapelt, austrantem und uns in schöner Sinnbildlichkeit aus dem Worte Gottes einen schirmenden Wall wider die Unbilden der Nachwelt schufen. Unter flaumenweichem, hochbausfähigem Federdeckbette, dem einzigen mir im Lande Sachsen vorgestellten, das seinen Namen mit Ehren führte, schlief es sich mollig in den Sonntagsmorgen hinein.

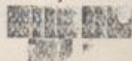
Unter Glockengeläute ging's in der Frühe zum Gotteshause. Die beiden Eingänge zum Raume hinter dem Altare sowie der Zugang zur Kanzel waren mit schweren, schwarzen, silberbefranzten Samtvorhängen behangen, die den Geistlichen und den Küster stets nötigten, gebückt durch die niedere Öffnung zu schlüpfen; ich mußte dabei an einen Hasenstall aus meiner Knabenzeit denken, wo die Kaninchen ähnlich durch Löcher aus und ein huschten. Die pfarrherrliche wie die rittergutsbesitzerliche Sippe hatten ihre besonderen Ehrensitze: bretterne, abgeschrankte Verschlüge, worin man wie in großen Badezubern hingegossen saß. Die Pristäblicherinnen trugen eine besondere Kirchentracht: hohe, schwarzspizige Halskrausen, wie die Damen am Hofe der Königin Elisabeth von England im 16. Jahrhundert. In feierlicher Stelzbeinigkeit kamen die Schwester des Herrn Leutnants und die „Mamsell“ von gestern abend im stattlichen Halschmucke herein stolziert und knickten gar anmutig an unserem Ehrenzuber vorüber. Unser neuer Duzfreund hielt seine Stegreifpredigt über Marias und Martas Verhältnis zu Jesu mit vieler Erbaulichkeit und Wärme. Am Ausgang der Kirche stand ein Zinnteller am Erdboden, worauf die spärlichen Almosen rasseln: den Gekirrtes fielen; jeder von uns Fremdlingen legte ein funkelblankes Halbmarkstück darauf, worüber der Pfarrherr außer sich vor Freude war, indem er behauptete: soviel spende der Rittergutsbesitzer im ganzen Jahre kaum für Kirchenzwecke.

Punkt zwei Uhr zog wahrhaftig die Landwehrmusik am Haus auf; gerührt und dankbar uns verneigend, hörten wir das verheißene Ständchen an. Dann ging's in feierlichem Zuge zum Wirtshause, wo sich großartiges Ballfestreiben zu entfalten begann und wir im Laufe des Nachmittags so ziemlich sämtliche Dorfschönheiten von Pristäblich in Walzer und Galopp schwangen. Auf keinem Stadtball habe ich je so viel wirkliches Vergnügen erlebt wie hier. In rauchigem Ortsgrößenzimmerchen — „Respektshöhle“ taufte wir es aus Scherz — wurden wir in den Tanzpausen auf Ausschußkosten mit süßem Gebäck, einer Art Ehrendampfnudeln, freigebig gefüttert.

Selbst der Herr Pastor zeigte sich durchaus nicht als engherzigen Tanzfeind, im Gegenteil, er war der flotteste, unermüdlichste im Reigen, was seiner Gemeinde in echt menschlicher Christenfreude mit Recht nur Achtung einzuflößen schien; das Christentum soll nicht sein Heulen und Zähneklappern, sondern Frohsinn und harmlose Freude.

Montag früh ließen wir uns von der herzlichst gemeinten Gastfreundschaft nicht länger halten. Der gütige Herr Leutnant hatte Schlitten oder Wagen nach Wahl zur Verfügung gestellt. Da, beim Besteigen des Gefährtes, erklärten Pastor und Pastorin: es sei ihnen unmöglich, sich von uns zu trennen, sie wollten uns nach Leipzig heimgeleiten! Und so geschah's. Erst nach einem lustigen Tage dort, nach heiterem Weingelag in Auerbachs Keller und gemeinsamem Schauspielgenusse von Kleists „Zerbrochenem Krug“ war ihrer freundlichen Herzen Sturm und Drang beruhigt; unter Umarmungen und Bruderküssen reisten sie auf ihre einsame Landpfarre zurück, und das winterliche Dorfstillleben war für immer verflungen. —

Nachtfrost und Kläglichkeit sächsischer Betten, deren Hauptwesen darin besteht, daß sie statt warmer Federdecken leere Säcke aufweisen, hatten mir eine heillose Erkältung zugezogen. Ich hatte mich gegen die wahrhaft russische Bärenkälte nach Kräften zu schirmen gesucht, indem ich mit schweren Wörterbüchern, gleich Backsteinen, meinen Bettrand einfaßte, zuletzt gar eine ausgeräumte Kiste, die meinen Büchervorrat zur Pleißestadt befördert hatte, als Niesenbriefbeschwerer aus Verzweiflung zur Nacht auf mein Lager stellte. Vergebens. Eines Morgens schwoll mir die Oberlippe mächtig auf, und ein glühroter Karbunkel hing in Fruchtgröße daran, daß er jedem Borsdorfer Apfelsbäumchen zur Zierde gereicht hätte. Meine Hausleute hatten zwar die edle Absicht, mich zu pflegen und wie Eliastraben für meine Nahrung zu sorgen, aber sie waren von großer Unreinlichkeit; die Krautbrühe, die sie mir brauten, ein wahrer Teufelstrank, schmeckte wie Abhub von abgestandener Blumenscherbe, worin noch eine Art Häcksel und Kleie rätselaufgebend herumschwamm. Da war Theos Schwester, als barmherzige Senderin von Büchsen Speisen, Apfelsinen und Mandelmilch, meine Ketterin vom Tode des Verschmachtens. Auch meine Freunde bewährten sich in der Not; alle saßen abwechselnd an meiner erbärmlichen Lagerstätte und suchten mich durch Vorlesen zu unterhalten; ich war so sehr in den Nerven herunter, daß ich, als Hebels alemannische, mich heimatlich ergreifende Klänge an mein Ohr tönten, in nicht enden wollendes, weinframpfhafes Schluchzen ausbrach.



Mitten in der Genesung von diesem Lippenkarbunkelend brachte die Post einen großen, rotgeiegelten Brief, der die Aufschrift „Angelegenheit S. K. H. des Großherzogs von Sachsen“ trug und mich auf den 16. Februar 1880 nach Weimar beschied. Also nun sollte es Wahrheit werden! Der Arzt versicherte, daß ich bis dahin dem Rufe Folge leisten könne ...

Im zweifelhaften Schmutz eines Schnurr- und Knebelbartes — später trug ich mich stets bartlos — machte ich mich nach Karl Alexanders Hauptstadt auf und kam gerade noch rechtzeitig abends an, um an klassischer Stätte einer Aufführung von Meyerbeers „Prophet“ anwohnen zu können. In der großen Mittellaube des gemüthlichen alten Theaterchens aus Goethes Zeit sah ich aus der Ferne zum ersten Male den mir so gütig gewogenen Fürsten, von dem einmal Karl Frenzel mit Recht schreibt, daß er auch als Privatmann in jeder Gesellschaft durch seine Gestalt und sein ganzes Wesen Aufsehen erregt haben würde.

Nicht aus kleinlicher Eitelkeit, weil die Zuneigung dieses Fürsten gerade auf mich verfallen war, sondern, allgemein verstanden, möchte ich den Entschluß eines so hochgestellten Mannes, eines regierenden Landesherrn, einen unbekanntem Hochschüler aus reiner Freude an der Sache, aus tiefwurzelnder Liebe zur Dichtung, zu sich zu bescheiden und einem menschlich schönen Herzenszug ohne Herkömmlichkeitsstüfeleien zu folgen, einen Schritt seltener Hochherzigkeit, geradezu eine Tat zu nennen mir erlauben. Welcher andere deutsche Throninhaber hätte dies über sich gebracht? Ich durfte in der Folge auch an mir die Wahrheit von Scheffels Wort erfahren: Karl Alexander ist ein treuer Mann gewesen. Und er war durch und durch ein deutsches Herz. So ziemlich jeder deutsche Ortsfürst ward im Bannkreise seiner Gebietsmeilen als der „deutsche Fürst“ gepriesen, aber vielleicht bei keinem trifft der Kern des ehrenden Beiwortes mehr zu, als bei dem Erneuerer der Wartburg, der sich als einziger der deutschen Fürsten in schweren Tagen mit furchtlosem Freimuth zur ungeschwächten Freundschaft mit dem Schöpfer des neuen Deutschlands, dem Fürsten Bismarck, bekannte; zu Zeiten, als über dem Haupte des einst so Gewaltigen, dann Geächteten, dunkles Jorgewittergewölk braute. Karl Alexander hatte des Jahres 1870 und der Versailler Tage in seiner Treue nicht vergessen; dies soll ihm als ewiges Verdienst gelten und hebt ihn hoch über seine fürstlichen Zeitgenossen.

Troßdem mein Gasthaus dem Schlosse benachbart lag, meinte ich, es meinem Gönner schuldig zu sein, mir einen Stadtwagen mit mächtigen Glasfenstern zu mieten. Droschken waren im damaligen Weimar eine

Seltenheit. Als die altmodisch behäbige Staatskutsche, stolz wie zu einer Krönung, über das Pflaster des Schloßhofes rasselte, und zufällig ein Einjährig-Freiwilliger, der neugierig in mein Gefährt hereinspähte, an der Schloßpforte Wache hielt, mußte ich lebhaft der Stunden gedenken, da ich selbst vor kaum mehr als zwei Jahren am Schloßtor eines Großherzogs auf Posten stand, und kam mir fast wie ein verwünschter Prinz vor. Dem Kammerhusaren in seinem blauen, weißverschürzten Rocke nannte ich meinen Namen. Mit der mundoffenen Miene eines Halbtoben fragte er: „Graf Bierordt?“ Ich wiederholte meinen bürgerlichen Namen. Er ging, kehrte nach einigen Schritten nochmals zurück: „Aber, von Bierordt?“ — „Nein, einfach Bierordt, Student aus Leipzig.“ Ich konnte seinem ungläubigen Staunen entnehmen, daß er gewohnt war, nur mit hochgeborenen Herrschaften zu verkehren.

Hoch oben in seinem fürstlichen Sitz, in lustiger, zum Wintergarten umgewandelter Halle empfing mich Großherzog Karl Alexander. Der Hausmarschall Graf Wedell stellte mich vor. Der hochgestaltige, hagere Fürst nahm Platz; ich tat auf seinen Wink daselbe. Der Hausmarschall verschwand, wodurch das Zwiegespräch ein häuslich ungezwungenes Gepräge bekam. Karl Augusts Enkel hub an:

„Ich freue mich herzlich, Sie kennen zu lernen, nachdem ich Sie im Geiste schon aus Ihren Dichtungen kenne, die ich mit Genuß gelesen habe. Sie haben mein Herz für sich gewonnen, denn ich habe es tief empfunden, daß Sie einer der naturwahrsten neueren Dichter in Deutschland sind; ich bin den Bewegungen der neuesten Literatur gefolgt und liebe sie nicht, weil sie mir zu realistisch ist. Natur und poetische Wahrheit liebe ich über alles. Ich habe Ihre Heidelieder, Ihre Sturmbilder, das ‚Falkenlied‘ und noch mehreres meiner Familie und Herrn von Goethe vorgelesen, und sie waren alle ganz entzückt davon.“ Hierauf sprach er von den Verirrungen der modernen französischen Kunst und ihrem derben „Materialismus“ und beklagte, daß die neu aufgenommene Richtung in Deutschland an Aufblühtung falscher Wirkungsphascherei die französische noch zu überflügeln suche, und meinte: „Das hat mir bei Ihren Dichtungen so wohlgetan, daß alles so edel, so ideal in Ausdruck und Gedanke ist. Sie sind noch ein junger Mann, aber Sie sind frühe schon ein Meister der Sprache, des Verses geworden. Ich habe jüngst einen ganz neuen französischen Dichter Dorat (?), Verfasser einiger kurzen dramatischen Werke, aus seinen Schriften kennen lernen, und dieser hat mich mehrfach an Sie erinnert.“ Leider verstand ich den Namen des Franzosen nicht und war zu schüchtern, ihn zu erfragen.

Dann erkundigte er sich, ob ich verständnisvolle Freunde gefunden habe, was er bezweifle, da ich die Einsamkeit so sehr verherrliche. Ich vertraute ihm, daß ich mich über Freundesmangel nicht beklagen könne, und versicherte ihm, daß meine Dichtung trotzdem erlebt sei, worauf er eifrigen und schnellen Sprechens rief:

„D, das merkt man jedem Wort ab; ich sah es auch am Zug Ihrer Augenbrauen, daß Sie viel gedacht und viel gelitten haben; ich kenne die Ursache nicht, jedoch kann ich die Wirkung nicht beklagen, weil eine gewisse Schwermut erzeugt wird, wie ich sie liebe. Doch erzählen Sie mir aus Ihrem Leben.“ Dies geschah, wobei er sich eingehend nach meiner Familie erkundigte; dann verästelte sich das Gespräch auf Scheffel, Heinrich von Ofterdingen, Ebers, Liszt, Gustav Freytag und zuletzt auf die „Schwäbische Dichterschule“, von der ich ihm eine Menge Einzelheiten berichten mußte, die ihn höchlich zu fesseln schienen. Als ich Mörikes Liebhaberei, sich in Höhlen aufzuhalten, erwähnte, meinte er, ich müsse insgeheim eine ähnliche haben, weil ich das Rauschen unterirdischer Gewässer so anschaulich schildere, und führte „Der Seherin Grottenlied“ an, woraus ich mit vergnügtem Staunen seine Beschlagenheit in meinen Sachen ersah. Ich erzählte ihm, daß ich mir Weimar betrachtet habe und von der Stadt, die allenthalben Zeugnis von seinem Kunstsinne ablege, entzückt sei.

„Du mein Gott! Ich habe getan, was in meinen Kräften stand; ich danke Gott täglich, daß er mich in das schöne, große, aber schwere Amt eingesetzt hat, auf den Pfaden meines Großvaters und Vaters weiterzuschreiten, und ich habe es stets als meine heiligste Lebensaufgabe betrachtet, dieser hundertjährigen Tradition meiner Familie treu zu bleiben. Darum habe ich stets die Künste gepflegt und allen Künstlern und Dichtern Thür und Tor geöffnet“ — und dabei lächelte er mit verbindlicher Handbewegung — „oder wären Sie denn sonst jetzt bei mir? ... Gern möchte ich Ihnen hierzuland irgendwie behilflich sein, falls Sie einen besonderen Wunsch hätten —“

Ich wollte eben bitten, mir den Besuch des allen Fremden damals noch durchaus verschlossenen Goethehauses zu ermöglichen, als der Fürst nach kurzem Stillschweigen fortfuhr: „Nur einen Wunsch dürfen Sie nicht äußern: das Goethehaus besuchen zu wollen; hier hört meine Macht auf!“

Da dies mein einziges Verlangen im stillen war, so war mein Wunsch zettel schnell erledigt, und das Gespräch lenkte sich auf Goethe, dessen Karl Alexander sich deutlich erinnerte, auf Karl August, auf Heidelberg, Trifels

und die Pfalz; er sprach von einer genußreichen Neckarfahrt von Heilbronn über das „einzig“ Neckarsteinach nach Heidelberg, fast schwärmerisch von der Jugendfahrt erzählend, desgleichen von Ausflügen, die er in alten Zeiten in die pfälzischen Lande unternommen hatte.

Plötzlich fragte er: „Kennen Sie Jena? Sehen Sie sich's einmal an. Sie werden doch späterhin nicht bestimmt im Süden Deutschlands bleiben wollen? Studieren Sie vorerst ruhig weiter. Ich will nicht vorgreifen. Aber schauen Sie sich in unserm Land um, ob es Ihnen hier nicht auch gefiele.“ Dann bedauerte er, mich der Großherzogin nicht vorstellen zu können, da sie sehr leidend sei; doch werde sie sich freuen, zu hören, daß ich bei ihm gewesen.

„Besuchten Sie schon einmal die Wartburg?“ Ich verneinte das; doch gedächte ich, im nächsten Monat auf der Heimkehr nach Süddeutschland dorthin zu gehen.

„Lassen Sie mich wissen, wann Sie hin wollen, damit ich Ihnen Empfehlungen mitgeben kann; sehr viel Interessantes wird dem Publikum nicht gezeigt, und ich wünsche, daß Sie alles zu sehen bekommen.“

Durch Nennung der Wartburg kam das Gespräch auf die mittelhochdeutsche Dichterblüte des Thüringerlandes; schließlich teilte ich ihm mit, daß ich mich jüngsthin mehr der Balladen- und Romanzendichtung zugewendet habe. Er wünschte, Neues von mir zu hören; ich trug ihm „Soldens Klage“ aus meinen „Liedern und Balladen“ vor.

Nach Kenntnisnahme der kleinen Dichtung behauptete er, „ich dürfe mit der Herausgabe solcher Schöpfungen nicht lange zaudern“; worauf ich ihn in meine Absicht einweihte, Ende des Jahres sie herauszugeben und mit seiner Erlaubnis ihm widmen zu wollen.

Aufbrechend, sagte er zum Abschied: „Nun freut es mich, Sie zu kennen; ich hoffe, Sie besuchen mich bald wieder. Lassen Sie mich also sicher wissen, sobald Sie nach der Wartburg wollen. Mein lieber Vierordt, wir haben jetzt unsere Bekanntschaft gemacht und wollen Gutfreund bleiben. Ich werde stets mit großem Interesse Ihrem Leben, Ihren Werken folgen. Lassen Sie mich zuweilen von Ihnen hören. Auf Wiedersehen!“ Mit herzlichem Händedruck entließ er mich; wir hatten von zwölf bis halb zwei Uhr zusammen geplaudert. —

Im Park um Goethes Gartenhaus war alles öd' und kahl; eiszapfenstarr end rauchten die Wehre der Elm. Mit Rudolf Genast, dem Sohn des aus Goethes Tagen berühmten Schauspielers, wanderte ich nach dem Lustschlößchen Belvedere hinaus und besuchte die allen Deutschen heiligen

Stätten: das Schillerhaus und die Fürstengruft. Goethes Wohnhaus lag wie ein Dornröschenschloß, unnahbar, unbetretbar, an seinem weiten, brunnenmurmelnden Plage. Beim Schlendern durch die Gassen fiel mir eine Gestalt auf, die unverkennbar Goethes Züge trug, wenn auch durch einen Schnurrbart unklassisch entstellt. Vorübergehende bestätigten meine Vermutung, daß es einer der Enkel Goethes sei; der alte Herr machte ganz den mürrischen, verbitterten Eindruck, den man in der Ferne nach allen Schilderungen von ihm haben mußte.

Über Jena, das ich mir pflichtschuldigst, gleichsam auf großherzoglichen Befehl, ansah, über das winterliche Saalfeld mit seiner in der Saale malerisch gespiegelten Sorbenburg und zuletzt über Rudolstadt mit seinen teuern Erinnerungen an Schiller und Lotte, ging's nach Leipzig heim, wo ich, fast überwältigt von den Erlebnissen der letzten Tage, wieder anlangte.

Da ich jede Stunde, die mich außerhalb der Stadt an der Pleiße führte, für gewonnen erachtete, begab ich mich, die Qual des Halbjahresfestes fürzehend, mit meinem Freunde Karl Heimburger nach Dresden. Diese vielleicht schönstgelegene Stadt Deutschlands, die man allerdings im Schmucke sommerlichen Geschmeides sehen muß, bezauberte mich selbst in der Kahlheit des Winters. Mein Gefährte hatte noch einen jagdhundhaft tollen, jugendlich ausgelassenen Amerikaner als dritten im Bunde mitgenommen; meines älteren, gefeikteren Aussehens halber ward ich für den Erzieher meiner Reisegenossen gehalten, hinter denen man ihrer tadellosen äußeren Bornehmheit wegen wohl fürsiliche Jöglinge wittern mochte. Der Amerikaner betrug sich aber so wenig fürsilich, daß der Besitzer unseres Gasthofes zur Nachtzeit kommen mußte mit der Bitte, ich möchte dem schlafstörenden Gelärm Einhalt gebieten ... Von der Herrlichkeit der Sirtinischen Madonna bis herab zum mäßigen Genuße des Singspiels „Die Wottenburg“ auf einer Vorstadtbühne wurde Dresden in einer halben Woche ausgekostet.

Die ersten, leisen Zeichen des Vorfrühlings kündigten sich an: die Hochschullehrer, die noch weniger als die Hochschüler ihre Osterfreizeit erwarten können und die Auferstehung des Herrn am liebsten schon Aschermittwoch feierten, schlossen ihre Vorträge.

Als geschworener Feind alles Abschiednehmens beschloß ich, abschiedslos wie ein Flüchtling zu verschwinden. In einer Märzsonntagfrühe, als eben grau der Tag angebrochen war, schlich ich mich in Theos Schlafrum, um den Schlummernden stillschweigend noch zu betrachten. Halb offen stand das große Schiebefenster, und ein Teil des Estrichs war mit weißen,

glitzernden Reifkrisallen, die der Nachtwind hereingeweht hatte, übersät; mein abgehärteter Freund aber lag mit halb entblößter Brust, dürftig bedekt, tief schlafend auf seinem Lager. Mich fröstelte; ich winkte dem ahnungslos Träumenden mit der Hand noch einen Gruß zu, und war bei seinem Erwachen Leipzigs Winterbanne längst entronnen ...

Das Glück ließ seinen goldensten Sonnenstrahl in meine Seele fallen: es schenkte mir einen herrlichen Tag zur Wartburgfahrt. Leuchtender Frühling war, als ich zum ehrwürdigen Berge hinanpilgerte, und die alten Baumwipfel rauschten über mir, wie sie dereinst über den ritterlichen, zum Wettstreite ziehenden Minnesingern gerauscht haben mochten. Und mein Herz jubelte mit, leuchtete mit der Sonne und stürzte mit den Bergquellen überschäumend in die Schluchten hinab, der goldenen Zeit altdeutscher Dichtertage gedenkend ...

Vom Burgkommandanten von Arnswald wie ein langjähriger Freund begrüßt — und er ist mir von diesem Tag an wirklich ein langjähriger Freund geworden —, in seiner Familie liebreich aufgenommen, als Gast des Großherzogs angesehen, verbrachte ich wundervolle Stunden in den gewölbten Bogenhallen, oft den gütigen, fürsüchtigen Wiederaufbauer der Burg begeistert preisend. Der kundige Führer zeigte mir persönlich den stolzen Landgrafensitz bis in seine letzten Winkel. Am Spätnachmittage machten wir einen Gang in die benachbarten Lannenwaldungen, der uns rund um den Berg führte und entzückende Ausblicke auf das prächtige, sagenumflüserte Schloß bot. Beim Gefunkel goldener Sterne ging's zur schlaftrunkenen Burg heim, und nach halb verplauderter Nacht, umstrahlt von der Sonne Thüringens, beim Geläute der Morgenglocken Eisenachs, weiter in Jugend und Leben hinein.